



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ging in seine eigne Kammer und wußte nicht viel auf die Neben der Hauswirtin zu sagen. Was hätte er ihr auch sagen sollen? Was wußte sie von seinem Erleben? Sie hatte unzweifelhaft Recht mit ihrer Behauptung, daß kein Mensch wisse, was in ihm drin sei.

Er ging seines Wegs weiter und kümmerte sich nicht darum. Ja, und er geht ihn auch noch. Es hat sich seitdem äußerlich nichts geändert in seinem Leben. Und wie das mit dem Ruhesitz werden wird, das bleibt noch abzuwarten.

Darum hat auch die Geschichte von Gottlob Maier kein eigentliches Ende, das man erzählen kann. Sie wird einmal ein stilles Ende nehmen, und die Welt wird sich nicht besonders darüber aufregen. Vielleicht wird ein Chor singen: Ruhet wohl, ihr Totenbeine, und dann wird sich das, was an ihm edlig, schwerfällig und blöde war, in der Tiefe des Geschaffnen verbergen, wie er sich vordem am Sonntag im Walde verbarg. Und seine sonntagsfrohe Seele, die niemand je recht gesehen hat, wird darüber hinausgehn, und da sie weder eine Lust noch ein Leid an einem Faden zu halten vermochte, wird sie wohl unbeschwert in die Höhe steigen und nach Hause kommen.

Und bis dahin wird er sich nur wenig Sorgen machen. Das hat er wohl damals verlernt, als er einsah, daß er zu dem Freiherrngeschlecht derer gehöre, die „es nicht nötig haben.“

Anna Schieber



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Wenn wir die Verstimmung in England gegen Deutschland in hoffentlich sehr gemindertem Umfange mit in das neue Jahr hinübernehmen, so darf man in Deutschland doch nicht vergessen, daß englische Verstimmungen sogar gegen das kleine Preußen, wie es aus den Befreiungskriegen hervorgegangen war, durchaus keine geschichtlichen Seltenheiten sind. Ohne die Rückkehr Napoleons von Elba würden wir im Jahre 1815 mit Rußland einer englisch-französisch-österreichischen Koalition gegenübergestanden haben. Wäre Napoleon über die diplomatische Lage auf dem Kontinent besser unterrichtet gewesen, so würde er damals gewiß noch ein Jahr gewartet haben, bis seine Bezwinger gründlich miteinander uneins geworden wären, und die Unzufriedenheit mit der Bourbonenherrschaft in Frankreich größere Dimensionen angenommen hätte. Des weitern aber ist vielleicht daran zu erinnern, daß der englische Staatssekretär des Krieges, Gardinge, im Jahre 1827 im Unterhause die Disziplin des preußischen Heeres zum Gegenstande einer völlig ungerechtfertigten und überhebenden Kritik machte — trotz oder wegen der Rettung bei Belle-Alliance —, was damals in der preußischen Armee berechnete Erbitterung hervorrief. Ja Wellington selbst stattete im Jahre 1836 dem preußischen Heere, dem er obendrein seit dem Jahre 1818 als preußischer Feldmarschall angehörte, seinen Dank für Belle-Alliance in der Weise ab, daß er, um im Parlament die Beibehaltung der Prügelstrafe in der englischen Armee durchzusetzen — was ihm auch gelang —, die Disziplin des preußischen Heeres unter unerhörten Schmähungen angriff! Auf die in der Kommission des Unterhauses an ihn gerichtete Frage, ob er glaube, daß die englische Disziplin besser sei als die in der preußischen Armee, erwiderte er wörtlich: „Ohne allen Vergleich. Wir vermochten in Gegenden zu leben, wo sich die Preußen nicht mehr halten konnten. Als ich, die preußische Armee zur Rechten, gegen Paris marschierte, sahen sich die Preußen genötigt, die Gegend, wo sie sich aufhielten, zu verlassen. Beide Armeen lebten von Requisitionen, aber wir konnten uns dort halten, weil meine Armee diszipliniert war, die Preußen waren es nicht. Auf

unsern Stationen litten wir nie an etwas Mangel, während die Preußen an unsrer Seite Hungers starben“ (!).

Wellington hatte leider vergessen hinzuzusetzen, daß die Preußen, die am 16. Juni bei Vigny gefochten hatten, den 17. und auch den 18. bis zum Nachmittag marschiert waren, dann die Entscheidung bei Belle-Alliance durchgeführt hatten und unmittelbar, den Franzosen auf dem Fuße, zu der rastlosesten Verfolgung aufbrachen, die die Kriegsgeschichte überhaupt kennt! Wellington dagegen folgte mit seinem Heere, das überdies doch zu einem recht starken Bruchteil aus Deutschen bestand, erst nach zweitägiger Rast, nachdem er alle seine Trains und Verpflegungskolonnen herangezogen hatte, auf einer von dem französischen Heere völlig unberührten Straße, während die Preußen die Straße einschlugen, die der Feind auf dem Vor- und dem Rückmarsch benutzt hatte, und an der allerdings nur mit Not und Mühe noch Lebensmittel aufzutreiben waren. In der Eile ihres Verfolgungsmarsches, ohne allen Verpflegungsapparat, mußten die Preußen nehmen, was und wo sie es fanden, während sich Wellington dazu sowohl der Landesbehörden als auch seiner eignen Kriegskommissariate bedienen konnte. Die Preußen hatten zum großen Teil ihren Verpflegungsapparat, Intendantur, Proviantkolonnen usw. seit dem 15. Juni Abends nicht mehr zu sehen bekommen, fast eine Woche lang, weil sie am 18. zur Rettung Wellingtons abmarschierten, ohne bei ihrem Rückmarsch die Heranziehung ihrer Kolonnen abwarten zu können. Weiter machte Wellington in seiner Rede falsche und willkürliche Zahlenangaben über die Stärke der preußischen Armee von 1815 und ihre Verluste. Die Äußerungen des Herzogs fanden damals die verdiente amtliche Zurückweisung durch die Generale Müßling und Grolman im Militärwochenblatt und durch den General Rühle von Lilienstern in der Tagespresse. Der damalige Chef des preußischen Generalstabs, General Krauseneck, schrieb darüber an Rühle, wie aus soeben bekannt gewordenen Familienpapieren hervorgeht\*): „Ihre Belehrung des Allerweltselfmarschalls, mein teurer Freund, ist zu schön und angemessen, als daß man ihre baldige Verbreitung nicht in mehrfacher Richtung wünschen sollte. In der Allgemeinen Zeitung ist der Angriff für das deutsche, i. e. preußische Publikum erschienen, in dieser wird man also zunächst die Zurückweisung suchen. Es möchte daher doch gut sein, daß wir Ihren Aufsatz nach der Augusta der Vindelicier spebieren. Die Abschrift würde ich besorgen lassen, Schwierigkeiten wird ja die Aufnahme wohl nicht finden. Das amtliche Opus mag dann in den preußischen Zeitungen erscheinen, in die es gehört, von Rechts wegen!“

So Krauseneck. Als ungemein charakteristisch für Wellington erscheint ferner ein Brief, den er am 19. Juni Morgens vier Uhr, also gleich nach der Schlacht, an seinen in Brüssel zurückgebliebenen Privatsekretär Sir Charles Flint geschrieben hat, und worin es wörtlich heißt: „What do you think of the total defeat of Buonaparte by the British Army?“ Sein Ausruf vom Mittag zuvor: „Ich wollte, es wäre Nacht, oder die Preußen kämen,“ war ihm offenbar schon in Vergessenheit geraten. Der Brief ist im Mai dieses Jahres auf der Auktion bei Sotheby in London für zweitausend Mark verkauft worden und so zur Kenntnis weiterer Kreise gekommen.

Diese Dinge sollen hier nicht erwähnt werden, um Öl in das Feuer der bestehenden deutsch-englischen Verstimmung zu gießen, sondern um darzutun, daß Deutschland nicht erst einer Flotte oder eines maritimen oder kommerziellen Aufschwungs bedurft hat, sich das Mißfallen hoher englischer Kreise zuzuziehen, die schon vor siebzig und vor neunzig Jahren nicht einmal an die ihnen von den Preußen mit Einsetzung aller Kräfte und mit schweren Verlusten geleisteten Freundschaftsdienste erinnert sein mochten. Darum aber ist auch die oft gehörte Behauptung, daß Deutsche und Engländer natürliche, auf einander angewiesene Verbündete seien,

\*) Aus den Papieren der Familie von Schleinitz. Berlin, 1905, Eduard Trewendt.

vielleicht theoretisch richtig, in der Praxis dagegen falsch. Es ist eine auf den oberflächlichen Blick hin bestechende, aber dennoch graue Theorie. Wir können mit England befreundet sein, wir brauchen vor allen Dingen nicht notwendig Gegner zu sein. Der „Standard“ in London, der kürzlich wiederholt erklärte, er könne bei sorgfältigster Prüfung nicht eine Spur eines berechtigten Gegensatzes entdecken, ist unbedingt im Recht. Dennoch aber besteht dieser Gegensatz in der Form einer Rivalität, in allem, was Kultur, Seefahrt, Handel, ja sogar das Militärische anlangt, also eigentlich in einer Rivalität der Macht, und in England mag es da zu viele Leute geben, die sich auf den Standpunkt stellen: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich! Um so notwendiger bleibt es, daß wir auf den eignen Füßen stehen können.

Zu dem „Stehn auf eignen Füßen“ gehören freilich vor allem gute Finanzen. Ein gefüllter Schatz ist der beste Verbündete. Um so dringender ist die Aufgabe für den Reichstag, an die Frage der Finanzreform ohne Vorurteil und ohne Phrase, vor allem ohne alle Popularitätshascherei heranzutreten. Man sollte sich doch endlich auf allen Seiten darüber klar sein, daß mit der fortgesetzten Umschmeichelung der Massen, mit der bis zum Überdruß verbrauchten Phrase von dem „wirtschaftlich Schwachen,“ der sich mit spöttischem Lächeln die ihm von einem Etatsjahr zum andern aufgeredete „Schonungsbedürftigkeit“ gefallen läßt, gar nichts erreicht werden kann. Der „wirtschaftlich Schwache“ zahlt ohne Murren oder Bedenken wöchentlich 1 Mark, also jährlich 52 Mark in die Streikkasse, Reich und Staat bemühen sich angelegentlich, ihm diese Auslage auf alle Weise doppelt und dreifach zu ersetzen durch allerlei Renten und Versicherungen, Schulgelberlaß, Steuererlaß usw. Die Verteuerung der Wohnungen, über die sich tüchtige Männer, Vereine, Presse usw. so viel Kopfschmerzen machen, besorgt der „wirtschaftlich Schwache“ durch die unaufhörlichen Streiks der an den Bauten beteiligten Gewerbe zum großen Teil ganz allein. Es gibt keinen Monat im Jahr, wo nicht Maurer oder Steinträger, Zimmerer, Schlosser, Schreiner, Klempner, Anstreicher oder irgend ein andres an den Bauten beteiligtes Gewerbe im Streik wären. Jeder Streik, der mit einer Lohnerhöhung endet, hat aber ganz natürlich eine Steigerung der Herstellungskosten der Häuser, also auch eine Steigerung der Mietpreise zur Folge. Die fortgesetzt wachsenden Anforderungen der Polizei an die Wohnungen, zum Teil recht unsinnige Bauordnungen usw. tun das weitere. „Billige“ Wohnungen lassen sich schon aus diesen Gründen in den größern Städten und ihren Umgebungen kaum noch herstellen.

Dazu kommt dann noch die Ansammlung von Ärgernissen, die dem Hausbesitzer durch die große Zahl kleiner Mieter erwachsen, die — in der Mehrzahl selbstverständlich Sozialdemokraten — es als ihre Pflicht betrachten, mit dem „kapitalistischen“ Hausbesitzer, der oft nicht weiß, woher er die Hypothekenzinsen nehmen soll, auf dem schärfsten Kriegsfuße zu verkehren. Für diese Kreise lebt der Hausbesitzer in einer Art von öffentlicher Achtung. Kein Wunder, wenn niemand mehr daran denkt, kleine billige Wohnungen herzustellen, und wenn die vorhandenen, deren Zunahme dem Bedarf nicht mehr entspricht, dadurch teurer werden. Dieser Art von Wohnungsnot ließe sich schon steuern, aber vor allem dadurch, daß den meist ganz überflüssigen und mutwillig vom Zaune gebrochenen Streiks ein Niegel vorgeschoben würde. Was kostet ein solcher Streik oft an Unterstützungsgeldern! Die Massen, die das alles aufzubringen vermögen, sollte man doch nicht ohne weiteres als so schonungsbedürftig behandeln, daß man sie von jeder Beitragsleistung für die erhöhten Bedürfnisse des Reiches grundsätzlich entbände. Auf welche Schultern will man denn die Kosten legen? Reiche Leute, die man zu einem gewissen Prozentsatz an ihrem Einkommen oder Vermögen expropriieren könnte, gibt es in Deutschland zu wenig, damit würde man kaum die zweite Rate für ein Linienschiff bestreiten.

Der besser situierte und der mittlere Bürgerstand, die eigentlich die Lasten

tragen, sind aber nachgerade hoch genug besteuert. Es ist also geradezu die Pflicht des Reiches, seine weitem Bedürfnisse durch den Massenkonsum und dessen Besteuerung zu decken. Hierbei steht voran der Tabak. Mit der abgedroschnen Phrase von der „Pfeife des armen Mannes“ kommt diesmal hoffentlich niemand. Es ist doch ein seltsames Verlangen, daß ein Steuerobjekt, das in andern Ländern einen wesentlichen Teil der Staatslasten trägt, im Deutschen Reich allein der Popularitätshascherei der Parteien zuliebe sakrosankt bleiben soll. Außerdem werden bei einer stärkern Besteuerung des Tabaks die Frauen und die Kinder, die eigentliche Familie, nicht getroffen, sondern nur der Teil der männlichen Deutschen, der sich den Luxus des Rauchens gönnt, und die dauernd oder vorübergehend in Deutschland weilenden Fremden. Denn daß es ein Luxus ist, beweisen die zahlreichen Nichtraucher auch in den arbeitenden Klassen, beim Militär usw., die heute noch auf dem Standpunkt jenes Bauern aus der Zeit des Großen Kurfürsten stehen: „Gnädiger Herr Düwel, ick frete keen Fūr!“ Der aber, dem das Rauchen eine angenehme Gewohnheit ist, gibt es nicht auf, auch wenn ihn die Sache je nach der Qualität seines Tabaks jährlich 25 bis 40 Mark mehr kostet. Es wird darum weder eine Pfeife noch eine Zigarre weniger geraucht werden, auch kommt der Tabakindustrie die jährliche Zunahme der Bevölkerung um eine Million Köpfe, also fünfhunderttausend männliche Deutsche, wovon doch wohl wenigstens die Hälfte raucht, zugute. Man darf heute die Zahl der Raucher in Deutschland, den Fremdenverkehr eingeschlossen, sicherlich auf zehn Millionen veranschlagen.

Soviel von dem, was in Deutschland „in die Luft gepafft wird.“ Dazu kommt, was in Deutschland vertrunken wird. Die enormen Zahlen sind schon oft genug genannt worden. Wenn auf jede Flasche Bier eine Abgabe von 1 Pfennig gelegt würde — es würde deshalb nicht eine Flasche weniger getrunken werden, der Pfennig aber würde dem Reiche sehr nützlich sein. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß in München ein vollgeschänktes Bittermaß Hofbräu 24 Pfennige kostet, in Berlin 60 Pfennige! Das Publikum in Norddeutschland, das sich eine so enorme Besteuerung des Bieres durch die Schankstätten gefallen läßt, sollte gegen eine verschwindende Mehrbesteuerung von Reichs wegen nichts einzuwenden haben. Die großartigen Bierpaläste, die sich in unsern Großstädten aneinander reihen, werden doch nur von dem „Zuwiel“ erbaut, das an dem einzelnen Glase Bier haftet. Man findet überall die Bereicherung des Zwischenhandels oder die übermäßige Preisbildung so tadelnswert, weshalb nicht beim Bier, das eine sehr kräftige Mehrbesteuerung vertragen kann, ohne daß es nötig ist, die Kosten auf das Publikum abzuwälzen? Selbstverständlich lassen sich dagegen, wie überhaupt gegen jede Steuer, tausend Gründe vorbringen, Freiwillige sind leicht zum Sturm auf feindliche Batterien, aber niemals zum Steuerzahlen zu finden. Aber das Reich muß leben, muß in Sicherheit existieren und darf dies nicht auf Kosten der Einzelstaaten tun. Möge uns das Jahr 1905 endlich die ersehnte Lösung bringen!

\*8\*

Neue Linienschiffe. Mit Spannung hatte man in Marinesachkreisen nähere Mitteilungen über Bauart, Bewaffnung und Panzerung der neuesten englischen Linienschiffe entgegengesehen. Diese Einzelheiten sind nun vor einiger Zeit im englischen Parlament amtlich bekanntgegeben worden und verdienen es, auch in weiteren Kreisen Beachtung zu finden. Die neuen Schiffe, Lord Nelsonklasse genannt, sind nach den Angaben der Marine-Rundschau 16500 Tonnen groß und sollen 18 Seemeilen laufen. Ihr Gürtelpanzer wird in der Mitte 30,5 Zentimeter dick sein, und als Bewaffnung erhalten sie vier Hauptgeschütze von 30,5 Zentimeter Kaliber und eine Mittelartillerie von zehn 23,4-Zentimetergeschützen (die leichten Schnellfeuer- und die Maschinenkanonen sowie die Torpedoarmierung lassen wir hier und im folgenden überall außer Betracht). Der Fortschritt gegenüber der vorausgegangnen King Edwardklasse besteht erstens in der Erhöhung der Gürtel-

panzerstärke von 22,9 Zentimeter auf 30,5 Zentimeter, vor allem aber in der weitern Verstärkung der Mittelartillerie. Eine gewaltige Steigerung der Kampfkraft ist dadurch herbeigeführt worden. Das kann man recht ermessen, wenn man bedenkt, daß die vierundfünfzig englischen Linienschiffe, die vom Jahre 1881 an bis 1901 vom Stapel gelaufen sind, ausnahmslos das 15-Zentimetergeschütz als mittleres Kaliber führen. Dieses Geschütz ist zwar im Laufe der zwanzig Jahre bedeutend vervollkommenet worden, aber man hat doch am Kaliber festgehalten. Eine wesentliche Verstärkung erfuhr dann die Mittelartillerie auf den Schiffen der King Edwardklasse, die der Lord Nelsonklasse an Größe nur wenig nachstehn, und von denen acht gebaut werden. Sie sollen zwar auch noch zehn 15-Zentimetergeschütze führen, daneben aber schon vier von 23,4 Zentimeter Kaliber. Die Zahl dieser Geschütze wird nun auf den Linienschiffen der Lord Nelsonklasse auf zehn erhöht, unter Fortfall sämtlicher 15-Zentimeterkanonen. Kein Zweifel, daß diese Schiffe zur Zeit ihrer Fertigstellung die stärksten Schlachtschiffe der Welt sein werden. In der französischen, der russischen und der italienischen Marine hat man sich auch zur Einführung eines schwerern Geschützes für die Mittelartillerie entschlossen, doch ist man vorläufig beim Kaliber von 19 und 20 Zentimeter stehn geblieben. Die Amerikaner führen das 20-Zentimetergeschütz schon längst als mittleres Kaliber auf ihren Linienschiffen. Jetzt schiden sie sich an, die Engländer noch zu übertrumpfen. Dem Kongreß wird nämlich, wie das Novemberheft der Marine-Rundschau mitteilt, für Neubauten ein Linienschiffstyp empfohlen werden, der zwölf Türme für schwere Geschütze, vier von 30,5 Zentimeter und keins unter 25,3 Zentimeter Kaliber, erhalten soll. Und Deutschland? Am 19. November ist das erste Linienschiff der neuen N-Klasse zu Wasser gelassen worden.\*) Diese Klasse ist eine etwas verbesserte Wiederholung des Braunschweigtyps. Die leichte Artillerie wird verstärkt, die Panzerung vervollkommenet, vier 17-Zentimetergeschütze erhalten eine bessere Aufstellung. Im übrigen stimmt N mit der Braunschweig und ihren Geschwistern vollkommen überein. Die Schiffe sind also 13200 Tonnen groß, laufen 18 Knoten und erhalten als schwere und mittelschwere Armierung vier Geschütze von 28 Zentimeter und vierzehn von 17 Zentimeter Kaliber. Die Gürtelpanzerstärke, die bei der Braunschweigklasse 22,5 Zentimeter beträgt, ist bei N auf 24 Zentimeter erhöht worden. Verglichen mit den zehn Schiffen der Kaiser- und der Wittelsbachklasse, aus denen unsre verwendungsbereite Schlachtflotte jetzt in der Hauptsache besteht, zeigen Braunschweig und N allerdings einen bedeutenden Fortschritt. Namentlich muß auf jenen zehn ältern Schiffen, von denen übrigens das letzte, die Schwaben, eben erst von der Marine übernommen worden ist, das Kaliber der vier Hauptgeschütze von 24 Zentimeter als durchaus ungenügend bezeichnet werden (die englische Lord Nelsonklasse führt als Mittelartillerie zehn 23,4-Zentimetergeschütze!). Aber den neuesten englischen und amerikanischen Schlachtschiffen kann unsre N-Klasse nicht als gleichwertig an die Seite gestellt werden. Die Güte des Kruppschen Panzers und der Kruppschen Gußstahlgeschütze mag manches ausgleichen, aber unsre Schiffbauer können, so hoch man auch den Stand der deutschen Technik bewerten mag, einem 13000 Tonnenschiff nicht dieselbe Gefechtskraft verleihen wie die Engländer oder Amerikaner einem Linienschiff von 16000 Tonnen und darüber. Ob es die deutsche Marineverwaltung noch länger wird verantworten können, den Tonnengehalt unsrer Schiffe so weit hinter dem der fremden Kriegsschiffe zurückbleiben zu lassen? Noch schlechter steht es um unsre Panzerkreuzer. An Geschwindigkeit, Stärke des Panzers und der Bewaffnung werden unsre neuesten sich noch im Bau befindenden Schiffe dieser Art von ihren viel größeren englischen, amerikanischen und französischen Altersgenossen ganz bedeutend übertreffen. Früher wurde eine Wasser- verdrängung von 10000 Tonnen als das äußerste Maß angesehen, bis zu dem unsre Kriegsschiffe zu vergrößern die heimischen Küstenverhältnisse erlaubten. Jetzt

\*) Es hat beim Stapellauf den Namen Deutschland erhalten.

ist man schon bei 13200 Tonnen angelangt, und unsre Werften werden auch noch größere Schiffe bauen können, ohne den Tiefgang besonders erhöhen zu müssen. Die Erfahrungen des russisch-japanischen Seekriegs werden für die Seemächte ein Antrieb sein, Zahl und Kampfstärke ihrer Linienschiffe zu vermehren. Denn entgegen den in Latenkreisen vielfach herrschenden Ansichten hat der gegenwärtige Krieg den Wert der Linienschiffe ins hellste Licht gesetzt. Unter unsern Seeoffizieren herrscht darüber nur eine Meinung, und im englischen Parlament hat Lord Selborne, der erste Lord der Admiralität, sich in demselben Sinne ausgesprochen. \*) Die Erfolge der japanischen Torpedoboote und Minenleger waren nur möglich, weil die Linienschiffsflotte ihnen Rückhalt und Schutz gewährte. In der Seeschlacht vom 10. August haben die Torpedoboote vollständig versagt, durch das Feuer der japanischen Linienschiffe wurde Admiral Uchomski mit seinen Schiffen nach Port Arthur zurückgetrieben. Die Furcht vor den feindlichen Linienschiffen hielt das russische Geschwader in den Hafen gebannt. Es mag paradox klingen, es ist aber doch so, daß der Erfolg des Kriegs für Japan hauptsächlich vom Vorhandensein der ihm noch gebliebenen vier großen Linienschlachtschiffe abhängt. Gelänge es der baltischen Flotte, vielleicht verstärkt durch Trümmer des ersten ostasiatischen Geschwaders, den Japanern die Seeherrschaft abzugewinnen, so wäre die japanische Mandchureiarmee der Vernichtung preisgegeben.

Trotz aller Agitation des Flottenvereins gebricht es unserm Volke immer noch, auch in seinen marinefreundlich gesinnten Teilen, an dem rechten Verständnis dafür, daß der Nation kein Opfer zu groß sein darf, wenn sie ihre politische und wirtschaftliche Weltstellung behaupten will. Man glaubt mit der Bewilligung der beiden Flottengesetze auf absehbare Zeit genug getan zu haben. Als das erste Flottengesetz zur Beratung stand, sagten fortschrittliche und andre Doktrinare den finanziellen Zusammenbruch des Reichs voraus. Inzwischen ist auch das zweite Flottengesetz angenommen worden, und wer lächelte heute nicht über jene Prophezeiung! Keine Ausgabe verzinst sich einem Volke reichlicher als die für Schaffung einer starken, unangreifbar machenden Rüstung aufgewandte. Das hat Rußland zu seinem Schaden erfahren müssen. Eine gut ausgebildete, der japanischen überlegene ostasiatische Flotte hätte es vor einem Kriege bewahrt, der es nun Milliarden von Rubel, Hunderttausende von Menschenleben und eine noch gar nicht meßbare Verringerung seines Ansehens kostet. Wir Deutschen mögen aber beherzigen, daß durch die jüngst angeordnete Neuverteilung der britischen Seestreitkräfte der Schwerpunkt der englischen Seemacht aus dem Mittelmeer in die Nordsee verlegt worden ist!

In der zwölften Stunde. Horch, wie es in dem Turm anfängt zu rasseln und zu rauschen! Die Räder knarren und ächzen, die Uhr hebt aus, es will schlagen. Da schlägt es schon an die Glocke der Weltgeschichte; es schlägt zwölf. Es ist Mitternacht, und über Europa geht ein neuer Tag an.

Guten Morgen allerseits! Profit Neujahr!

Wie kommt es, daß sich die Menschen mitten in der Nacht, wenn noch alles finstern ist, schon guten Morgen wünschen? Können sie nicht erwarten? Und wie geht das zu, daß wir um Mitternacht anfangen von eins bis zwölf zu zählen und dann am nächsten Tage, wenn die Sonne den höchsten Stand erreicht hat, nochmals von eins bis zwölf zählen und ganz eigentlich die Nacht zum Tage machen? Ist das nicht recht unnatürlich? Wonach richten wir uns denn? Wie messen wir die unendliche Zeit, die rastlos weiterfließt und dahintrinnt wie ein Bach?

Wirklich war im Altertum ein Wächlein identisch mit der Zeit. Als Zeitmaß für die Dauer einer Rede diente an den athenischen Gerichtshöfen und seit dem Jahre 52 v. Chr. auch in Rom das Wasser. Nämlich das Quantum Wasser, das in einer gewissen Frist aus einem kegelförmigen Durchschlag in ein andres Gefäß

\*) Ebenso der neugewählte Präsident Roosevelt in seiner Botschaft an den Kongreß.

ließ, die sogenannte Wasseruhr. Jeder Redner hatte sein Wasser, wie auf den Kanzeln eine Sanduhr zu stehen pflegte; Pompejus, der in dem genannten Jahre ein sich darauf beziehendes Gesetz einbrachte, wollte die Sache so geregelt wissen, daß der Kläger zwei Drittel des Wassers bekäme, das dem Angeklagten zustand, daß also der erste etwa zwei, der letzte drei Stunden sprechen dürfte. Während der Verlesung von Akten mußte ein Beamter das Wasser abstellen. In besonders wichtigen Fällen trat eine Vergünstigung ein; zum Beispiel in Sachen des jüngern Plinius. Dieser sollte zehn volle Wasser haben. Weil er auch damit noch nicht reichte, fügten ihm die Richter noch vier hinzu. Die modernen Dauerredner und Obstruktionisten können sich auf ihn berufen.

Bekanntlich wurde der Prophet Mohammed in einer Nacht von einem Wunderrosse durch die Lüfte von Mekka nach dem Tempel von Jerusalem getragen und stieg dann unter Führung des Engels Gabriel auf einer Leiter bis in den siebenten Himmel, worauf er wieder herabstieg und mit dem Borak nach Mekka und in sein Bett zurückkehrte. Die Ausleger sind beflissen, das Wunder mit den ausschweifendsten Zusätzen auszusmücken, und führen zum Beispiel an, die große Reise sei mit so ungeheurer Schnelligkeit geschehen, daß ein Wassergefäß, das er beim Aufbruch mit dem Fuß umgestoßen habe, bei seiner Rückkunft noch nicht völlig ausgelaufen gewesen sei. Wahrscheinlich beruht diese Angabe auf einem Mißverständnis: das Gefäß brauchte gar nicht umgestoßen zu werden, sondern mit dem Wassertruge war eine Wasseruhr gemeint, die gerade so viel Wasser faßte, als während einer Nacht auslaufen konnte. Es soll nur heißen, daß die Nacht noch nicht vorbei war. Im Jahre 807 sandte der Kalif Harun al-Raschid Karl dem Großen eine Wasseruhr.

Im Mittelalter vertraten die Stelle der Wasseruhren die seither aufgekommnen Kerzen. Bei Gerichtsverhandlungen durfte einer so lange sprechen, wie eine Kerze brannte; wurde ein Kezer in den Bann getan, so mußte ihm eine Frist gewährt und gewartet werden, bis eine Wachskerze erlosch. Ebensoviele, à chandelle étointe durften die Käufer bei Versteigerungen bieten. Zum Beispiel in der „Weißen Dame“ auf Avenel.

Nun gibt es ein Licht, das alle Tage brennt und nach einer gewissen Zeit ausgeht, das ist das Sonnenlicht; die Zeit, die es brennt und über dem Horizonte verweilt, nennt man den Tag. Es ist das der natürliche Tag, dessen Dauer am Äquator jahraus jahrein zwölf Stunden beträgt. An andern Punkten der Erde ist er nur im Frühling und Herbst zwölfstündig; außer diesen beiden Zeiten dauern die Tage bald länger, bald kürzer.

Immerhin war der Tag von jeher das Hauptzeitmaß, auch in unsern Breiten. Die Zeit von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang stellte doch im großen und ganzen eine konstante, regelmäßig in drei Abschnitte: Morgen, Mittag und Abend zerfallende Zeitspanne dar; um Mittag schien die Sonne, die beständig vorrückte und am Himmel einen Bogen beschrieb, wie an den Sonnenwenden, nachdem sie ihren höchsten Stand erreicht hatte, eine Weile still zu stehen. Jahrtausendlang haben die Menschen keine andre Tageseinteilung gekannt; die Babylonier waren die ersten, die mit Hilfe der Sonnenuhr eine noch genauere Abstufung vornahmen. Sie zerlegten den natürlichen Tag in zwölf gleiche Abschnitte, in zwölf Horen oder in zwölf Stunden. Da der Tag nicht immer gleich lang war, mußten natürlich auch die Stunden je nach der Jahreszeit bald länger, bald kürzer sein; nur an den Tag- und Nachtgleichen stimmten sie mit unsern Stunden überein. Der babylonische Zwölfstundentag wurde dann zur Zeit des Polykrates, also im sechsten Jahrhundert v. Chr., zugleich mit der babylonischen Sonnenuhr durch den Philosophen Anaximander in Griechenland eingeführt; im Jahre 291 wurde er in Rom angenommen, wo bis dahin ein Herold auf dem Marktplatz Mittag ausgerufen hatte, wenn er die Sonne zwischen den Koftris und der Gracostasie stehen sah; wo sich bis dahin jedermann auf seinen Magen zu verlassen pflegte:

Nam me puero Venter erat Solarium,  
Multo omnium istorum optimum et verissimum.

Durch den natürlichen Tag kamen die Menschen nachgerade auf den wahren Sonntag, indem sie die ganze Reise, die das Himmelslicht zurücklegte, berechneten. Wir wissen ja, daß die tägliche Bewegung der Gestirne um unsre Erde nur eine scheinbare ist, daß sich vielmehr diese in vierundzwanzig Stunden um ihre Achse dreht; bis auf Kopernikus glaubte man, daß die Erde feststehe, und daß Sonne, Mond und Sterne um sie kreisten. Man konnte also auch die Zeit nehmen, die die Sonne brauchte, den Kreislauf zu vollenden und bis an ihren vermeintlichen Ausgangspunkt zurückzukehren; diese Zeit schloß mit dem natürlichen Tage zugleich die Nacht ein. So gewann man den bürgerlichen Tag, wo die Sonne gar nicht mehr immer schien.

Diesen konnte man eigentlich jederzeit anfangen: mit Sonnenaufgang, wie die alten Babylonier, oder mit Sonnenuntergang, wie die alten Griechen, denen bekanntlich bis in die neuere Zeit die Italiener folgten; die Araber beginnen mit dem Nachmittagsgebet. Nur verschob sich dann immer, der ungleichen Tage wegen, der Termin. Deshalb fingen ihn die Astronomen mit dem Mittag an, was für sie das Gute hatte, daß sie im Laufe der Nacht bei ihren Beobachtungen kein Datum zu wechseln brauchten. Für gewöhnliche Sterbliche aber hatte dieser Anfang wieder die Unbequemlichkeit, daß dadurch der natürliche Tag zerrissen wurde. Darum entschloß man sich frühe, den Tag lieber von Mitternacht an zu rechnen, wo er dann den natürlichen Tag regelmäßig einschloß. Dieser Anfang des Dies Civilis findet sich schon bei den alten Römern.

So entstand der vierundzwanzigstündige Tag, der vierundzwanzig Sonnenmeilen entsprechen sollte. Dem da man den natürlichen Tag in zwölf Stunden eingeteilt hatte, so lag es nahe, diese Einteilung auf die Nacht zu übertragen und hiermit das Ganze in zweimal zwölf, das heißt in vierundzwanzig Stunden zu zerlegen, die sich dann immer gleich blieben und in einer Jahreszeit so lang waren wie in der andern. Die Sonne ging dann genau so richtig wie ein Regulator oder wie die Taschenuhr, die wir in der Westentasche haben.

Die Methode von eins bis zwölf zu zählen, also zu der alten babylonischen Einteilung des natürlichen Tags zurückzukehren, kam in der Reformationzeit auf; bis dahin zeigten alle öffentlichen Uhren eins bis vierundzwanzig, wie noch in Italien. Aber von da an vollendete der Zeiger seinen Umlauf in vierundzwanzig Stunden zweimal, das heißt er machte immer nur die Hälfte des Wegs und fing dann wieder von vorn an, sodas er gleichsam Tag und Nacht in den Tag- und Nachtgleichen abbildete. In derselben Zeit wurde auch die alte Einteilung der Bogengrade in Minuten und Sekunden auf die der Stunden übertragen. Daß man diese trotz dem Dezimalsystem heute noch beibehält, scheint auf einem mathematischen Vorzuge der Sechzig zu beruhen.

Die Sonne geht so richtig wie eine Uhr — die Uhr geht vielmehr wie die Sonne. Sie ist eine Sonne im kleinen, ein der großen Weltuhr nachgemachtes Sönnlein. Frühe hat man sich bemüht, Dinge aufzutreiben, die mit der Sonne um die Wette liefen und einen Tag hatten wie die Sonne; die alten Wasser- und Sanduhren sind eben solche Apparate, die eine Weile mit dem natürlichen Tage Schritt zu halten scheinen. Auch die Haustiere konnten als Uhren betrachtet werden, wenn sie eine eigne, kontinuierliche und gleichmäßige Bewegung hatten: die regelmäßig arbeitenden Ochsen, die Pferde der Rosmühlen und der Pferdegöpel kamen auch vorwärts wie die Sonne am Himmelszelt; ja der Mensch selbst ist unter Umständen ein Zeitmaß. Wenn ich weiß, daß ich zu einem bestimmten Wege gerade eine Stunde benötige, so brauche ich nach Zurücklegung dieses Weges gar nicht erst nach der Uhr zu sehen — es währt etwa ein Vaterunser lang — Gewohnheitsraucher rechnen sogar nach Pfeifen und Zigarren. Aber es war nicht genug, daß man halbe Tagwerke und Stundengläser hatte; es genügte auch nicht, einzelne

wichtige Epochen des Tags zu markieren und auszurufen, wie der Hahn, der den Tagesanbruch verkündigte. Sondern es kam darauf an, Apparate zu erfinden, die den ganzen Sonnenlauf mitmachten, und die Tag und Nacht fortgingen wie die Sonne: das waren die Näderuhren, die dem zwölften Jahrhundert angehören, mit denen man wohl solche Signale zu verbinden pflegte, sodaß sie schlugen, die aber ein Stück Astronomie bedeuten, und deren Zeiger einen mit dem Himmel selbst identischen Kreis beschreibt.

So waren also die Menschen zu guter Letzt wieder auf die Sonnenuhr gekommen? Weit gefehlt. Die Sonnenuhr geht nicht mit der Sonne, sie ist keine der Sonne entsprechende und ihre Bewegung teilende zweite Sonne, sondern nur eine auf den Sonnenschein berechnete Vorrichtung, eine Art Spiegel, den man der Sonne vorhält. Eine Bäuerin stellt sich nordwärts, hält die Finger gegen eine lichte Stelle des Himmels und ruft: Gleich drei Uhr! — oder sie blickt nach dem verdorrten Baum auf dem Hofe. Ist der Schatten beim Brunnen, so zeigt's neun Uhr Vormittags; steigt er bis an den Krautgarten hinüber, so ist's Mittag; und kommt er zum Schweinestall, so ist's Vesperzeit. Auf dem Abendberge in der Schweiz, hinter dem die Sonne zu Golde geht, steht eine alte Tanne, die in Därligen die Siebenuhrtanne genannt wird. Überall kennt man die Bergspitzen, über denen die Sonne zu gewissen Tageszeiten zu sehen pflegt, und die danach Morgen-, Mittags- und Abendberge heißen. Die Sonne muß freilich immer herhalten, mittelbar oder unmittelbar; das uralte Horologium steht jedermann zur Verfügung, und die Landleute wissen es zu benutzen. Aber daran, die Sonne gleichsam zu stehlen, und wie Prometheus das Feuer, so die Zeit vom Himmel herabzuholen und in die Stube zu hängen, ja in die Westentasche zu stecken, daran denken die Tröpfe nicht.

Das haben die Uhrmacher getan.

Rudolf Kleinpaul

Biologisches Christentum. Der Novellist Wilhelm Fischer in Graz hat unter dem Titel *Poetenphilosophie* (bei Georg Müller in Leipzig und München, 1904) eine geistvolle Studie herausgegeben, die uns den liebenswürdigen Dichter als einen kräftigen und originellen Denker enthüllt. Unter allen Versuchen, den Idealismus und eine idealistische Ethik biologisch zu begründen, die uns bisher vorgekommen sind, ist der von Fischer der erste, den wir als gelungen bezeichnen zu dürfen glauben, womit nicht gesagt sein soll, daß wir mit jeder einzelnen seiner Ableitungen und Erklärungen einverstanden wären. Eingeschaltet ist eine von der Phantasie entworfne, aber nicht phantastische, sondern aus wissenschaftlichen Wahrscheinlichkeiten zusammengesetzte Geschichte der vieltausendjährigen Entwicklung einer Affenart zum redenden Menschen. Um den Standpunkt des Verfassers anzudeuten und zum Lesen seines Buchs einzuladen, zitieren wir einige Stellen: „Es bleibt ein durch keine Wissenschaft zu erklärendes Ereignis, wie die Vernunft in die Welt gekommen ist, durch die, wie anzunehmen, der tierische in einen menschlichen Organismus umgewandelt ward. Die tausend Jahre erklären es nicht, und wenn sie auch noch um einige Nullen vermehrt werden; denn das Selbstbewußtsein ist augenblicklich oder niemals im gesunden und gereiften Organismus.“ „Ein reiner Geist, wenn es einen solchen gäbe, könnte auf keinen Körper einwirken. Gott verändert sich nie; dadurch ist ihm aber jede Wirkung versagt, denn jede Wirkung verändert auch den Wirkenden. Und doch wirkt Gott, die Welt ist seine Wirkung oder Schöpfung, er ihre höchste Ursache, ihr Schöpfer. Gott kann also nur körperlich, das heißt, in der Welt wirken, nicht rein geistig, das heißt, außerhalb der Welt. . . . Die sich verkörpernde Wirkung Gottes ist sein eingeborner Sohn, der Mensch Christus, und er ist es durch den heiligen Geist. . . . So ist der Gott, der einen Menschenleib annahm, um den Tiermenschen zum Gottmenschen zu erlösen und dafür litt und am Kreuze starb, in seiner Dreieinigkeit ein tieferes Weltssymbol als der über Wolken thronende einzige Gott.“ „Die Welt als Ganzes

ist gerecht, das heißt, die Wirkung entspricht in ihr genau der Ursache. Wäre dies auch im geistigen Leben des Menschen der Fall, so gäbe es keine Lüge, die Menschheit wäre vollkommen. Aber für eine vollkommene Menschheit wäre dieses Erdenleben überflüssig, denn Vollkommenheit schließt jede Entwicklung aus, und alles, was Leben heißt, ist Entwicklung." „Seine Schönheit übertrug der Vater auf den göttlichen Sohn. . . . Er war der Sohn der Natur, die in ihm das erstmal den reinen Ausdruck des Gottmenschentums fand, worin sie sich selbst erhöhte; denn in ihr ist alles Kampf und Selbsterhaltungstrieb, und in ihm ist alles Liebe und Selbstentäußerung. . . . Aus seiner Schönheit schöpfen die höchsten Künstler der nachfolgenden Zeiten den Geist der Schönheit; wenn sie auch von den edeln Griechen die Form lernten, und wenn auch das völkerverjüngende germanische Herz in ihnen schlug. Aber in Christus war das Beste aller Völker in einem dargestellt: es mußte das Beste des Menschentums in ihm dargestellt sein, denn er war der Gottmensch." „Die Hauptsache [in allen biologischen Theorien] ist, daß der Mensch ein Glied der natürlichen Entwicklungsreihe ist, die höchste Stufe, die die Natur in Ausbildung ihrer Organismen erreicht hat, und in welchem sie die Unzerstörbarkeit der Art zu einer Unzerstörbarkeit des Individuums steigerte. Denn die Idee einer Entwicklung der Organismen kann im Gegensatz zur Schöpfungslehre doch nichts anderes sagen, als daß die Natur die Idee einer niedern Art bewahrt und unzerstörbar macht, indem sie sie zu einer höhern Art emporbildet. So sind im höchsten Organismus, im menschlichen, alle Ideen der niedern Arten bewahrt, wie dies biologisch die Wissenschaft am menschlichen Fötus noch heute nachweisen will. Wenn sich nun der Mensch auf diesem Planeten von der Monade an im Laufe von Millionen Jahren emporgebildet hat, so will dies nichts anderes sagen, als daß er die letzte bekannte Wirkung einer ersten unbekanntem Ursache ist. . . . Wer der Entwicklung des Tieres zum Menschen auf sogenanntem wissenschaftlichen Wege nachgehn will, begibt sich in die Irre. Denn wir kennen keine Ursache, die das Tier zum Menschen erhoben hat, wenn es nicht dieselbe Ursache ist, die dem Urnebel den ersten Anstoß zur Bewegung gegeben hat, oder die aus dem anorganischen Stoffe die erste organische Zelle hervorgehn ließ." „Man weiß, daß die Differenzierung der Menschen desto schärfer wird, je höher die Kulturstufe ist, die erreicht wurde. Ein bedeutender Naturforscher, Le Bon, sagt, daß die Zivilisation, weit entfernt, die zwischen den Menschen bestehenden Unterschiede zurückzudrängen, sie vielmehr vergrößere. Gegen den Traum einer künftigen gesellschaftlichen Gleichheit kann vielmehr behauptet werden, daß wir uns in der Richtung einer sich immer schärfer ausprägenden Ungleichheit bewegen." „Bildung ist Gestalt des innern Menschen. Wenn uns der Charakter sagt, was einer ist, so sagt uns die Bildung, wie er ist." „So hat der einfache und ungelehrte Mensch, der Liebe zu seinen Mitgeschöpfen trägt, in der Bildung seines Wesens mehr Geist als der Gelehrteste, dem sie fehlt. Und solch eine Liebe hat keinen andern Lohn weder in dieser noch in einer der andern unzähligen Welten, als ihre eigne Lichtnatur. Daß aber eine solche sich aus dem dunkeln tiermenschlichen Grunde herausentwickelt hat, gibt uns die Überzeugung, daß vor aller Tiernatur eine Lichtnatur wesentlich wirklich ist, und gibt uns die Hoffnung, daß die ganze Entwicklung des Menschengeschlechts in der Richtung der Ursprünglichkeit geht, die jene Lichtnatur bezeichnet, die der Gottmensch ist."

Botterheze. In der Geschichte, die in Freussens Förn Uhl Heim Heide-rieter erzählt, sagt der Bootsmann zu dem schelmischen Mädchen, das neugierig zu ihm kommt, um seinen langen Bart zu sehen: „Wer hat dich hergeschickt, du Botterheze?" Was das bedeuten soll, rät jeder, es ist ein halb scheltender, halb schmeichelnder Ausdruck; Heze allein würde dasselbe sagen, es gehört zu den Wörtern, die, eigentlich Schelt- und Schimpfwörter, in scherzhaftem Gebrauch oft den Sinn von Liebkosungen annehmen, wie etwa Schelm, Schalk, Kröte u. a.

Aber was bedeutet das erste Wort? Das versteht man, wenn man sich eines alten Aberglaubens erinnert, demzufolge Hexen oder elbische Geister nicht allein die M<sup>il</sup>ch bezaubern, sondern auch die M<sup>il</sup>ch und die Butter selbst verderben. Solche Wesen nannte man mit plattdeutschem Ausdruck molkentöwer, eigentlich molkentöwersche, d. h. Molkenzauberer; und molkentöwersche brennen war nach Dähnerts Wörterbuch der Rügenisch-Pommerschen Mundart eine abergläubische Sitte auf Rügen, „da man an Philippi Jacobi Abend mit großen Feuerbränden ins Feld lief und dadurch zu verhüten glaubte, daß die Hexen das Milchvieh nicht bezaubern sollten.“ Handelte es sich aber um das Verderben der Milch oder der Butter selbst, so nahmen die Hexen nach weit verbreitetem Glauben die Gestalt von Schmetterlingen an. Daher kommt es, daß molkentöwer ein gangbarer Ausdruck für den Schmetterling geworden ist, ebenso wie in der Schweiz — man erkennt daraus die weite Verbreitung des Aberglaubens — toggeli sowohl den Alp wie den Schmetterling bedeutet. Auch die Ausdrücke buttervogel (englisch butterfly), botterlicker, molken-dieb weisen darauf hin. Demnach ist es klar, was botterhexe eigentlich bedeutet; daß es nicht zum Nebennamen des Schmetterlings geworden ist, hat wohl der Umstand verhindert, daß man beim Worte Hexe sich doch immer ein menschenähnliches Wesen vorstellt. Der eben genannte Dähnert verzeichnet zwar keine botterhexe, aber er kennt dafür ein botteralk, das ist natürlich im Grunde dasselbe, nämlich ein elbisches, koboldartiges Wesen, das die Butter verdirbt. Nur daß der jetzige Gebrauch der beiden Wörter nicht mehr ganz zusammenstimmt. Denn wenn das Wort botterhexe fast zu einem Kosewort geworden ist, ist botteralk, wie schon das Grundwort alk, mehr ein Scheltwort, man meint damit heute, wo es gebraucht wird, ein albernes, törichtes Mädchen. Gemein aber haben beide Wörter wieder, daß der Sinn des ersten Wortteils vergessen ist. So sieht man auch an diesen Beispielen, wie an unzähligen andern, wie die Sprache, um einen Ausdruck Hildebrands zu brauchen, altes Leben mit sich führt.

f. K.



### zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 1. Vierteljahr ihres 64. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schnellig zu erneuern.

Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im Dezember 1904

Die Verlags-handlung

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig